

**Mischa MEIER, Caesar und das Problem der Monarchie in Rom. Schriften der philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften Bd. 52. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2014, 83 S.**

In dieser Akademieschrift stellt Mischa Meier das „Gedankenexperiment“ (S. 66, vgl. S. 9) vor, Caesars Rolle am Ende der römischen Republik nicht aus einer republikanischen Perspektive zu betrachten, wie es in der deutschsprachigen Caesar-Forschung üblich sei, sondern aus einem kaiserzeitlichen, monarchischen Blickwinkel. Damit verfolgt er das Ziel, eine in jeder Hinsicht offenkundig festgefahrene Debatte durch neue, möglicherweise weiterführende Aspekte anzureichern, die einen frischen Blick auf das Phänomen Caesar erlauben. Diese Perspektive setzt voraus, die mit dem Wandel der politischen Ordnung Roms von der Republik in eine Monarchie einhergehende, als prozessualer Ablauf verstandene strukturelle Entwicklung in den letzten Lebensjahren Caesars schon für wesentlich weiter in Richtung Monarchie fortgeschritten einzuschätzen, als sich dies Erforscher der späten römischen Republik aus ihrer Sichtweise in der Regel vorzustellen wagen, weil sie – allgemein gesprochen – es sich angelegen sein lassen, monarchisch erscheinende Elemente in das spätrepublikanische Ambiente zu integrieren. Meier skizziert in seiner Studie einen anregenden alternativen Ansatz und stellt dessen Voraussetzungen und Konsequenzen vor.

Anhand „Methodischer Vorüberlegungen“ (Kapitel I) gibt Meier eine Einführung zu seinem spezifischen Zugriff, der eine sorgfältige Unterscheidung zwischen Ordnung und Handlungsrahmen auf der einen sowie Diskurs auf der anderen Seite voraussetzt. Die in der Regel unbewußten strukturellen Bedingungen bieten den politischen Akteuren ein Gefüge, innerhalb dessen sie handeln, das sie andererseits aber gerade durch ihre Handlungen zugleich ebenso unbewußt beeinflussen und verändern.<sup>1</sup> Der von der römischen Republik aus denkende Althistoriker ordnet unter diesen Voraussetzungen Caesar in einen auf die Monarchie sich zubewegenden Prozeß ein<sup>2</sup>, Meier hingegen sieht einen monarchisch funktionierenden Handlungsrahmen zu dieser Zeit jedoch als bereits gegeben an. Anders als dieser seiner Meinung nach in den letzten Jahren Caesars schon vorhandene monarchische Handlungsrahmen sei allerdings

---

<sup>1</sup> Meier beruft sich hierfür auf Anthony Giddens, Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, 3. Aufl. Frankfurt/New York 1997.

<sup>2</sup> Meier S. 11 Anm. 8 nennt als Beispiel Martin Jehne, Der große Trend, der kleine Sachzwang und das handelnde Individuum. Caesars Entscheidungen, München 2009, sowie Martin Jehne, Caesars Alternative(n). Das Ende der römischen Republik zwischen autonomem Prozeß und Betriebsunfall, in: Karl-Joachim Hölkeskamp (Hg.), Eine politische Kultur (in) der Krise? Die „letzte Generation“ der römischen Republik, München 2009, S. 141-160.

der gleichzeitige Diskurs noch republikanisch bestimmt gewesen. Kann nun Meier mit seiner Vorstellung des Auseinandertretens von Handlungsrahmen und Diskurs die irritierenden letzten öffentlichen Auftritte Caesars einleuchtender erklären als die von der zu Ende gehenden römischen Republik aus denkenden Wissenschaftler? Und welche Rolle spielt dabei für Meier das die Diskussion ebenfalls belastende – oft nicht ausgesprochene – Determinismusproblem, die Vorstellung also, die römische Republik habe auch ohne Caesar in die Monarchie einmünden müssen?

In den nächsten beiden Kapiteln bietet Meier ausgewähltes Anschauungsmaterial für seine These. Unter „Ambivalenzen und Aporien im Zusammenhang mit der Gestalt Caesars“ (Kapitel II) weist Meier auf das uneinheitlich-mehrdeutige Bild Caesars bereits in antiken Quellen (beispielsweise bei Tacitus, Lucan, Sueton und Plutarch) sowie auf Aporien der modernen Forschung hin, die Caesar in die zu Ende gehende Republik einordnet. Er exemplifiziert dies an der ältere Ansichten korrigierenden Position Kurt Raaflaubs, der *libertas*-Begriff sei durch die Gegner Caesars vereinnahmt worden, der von diesen als *hostis* und *tyrannus* angesehen worden sei, während Caesar selbst die Gegnerschaft als persönlich (*inimicitiae*) angesehen habe, so daß an die Stelle der *libertas* bei ihm die *clementia* getreten sei.<sup>3</sup> Beide Begriffe würden allerdings von Caesar nicht verwendet, so argumentiert demgegenüber Meier, da sie in einen von den Gegnern aus republikanischem Blickwinkel propagierten monarchischen Diskurs mit dem Ziel der Ausschaltung des Tyrannen einzuordnen seien, während Caesar sich diskursiv republikanisch verhalte, sein inzwischen monarchischer Handlungsrahmen ihm aber *clementia* als Verhaltensnorm vorgegeben habe.

Das postulierte und an diesem Beispiel exemplifizierte Auseinandertreten von Diskurs und Handlungsrahmen sucht Meier sodann im Kapitel III („Diskurs und Handlungsrahmen – Das Problem der denkwürdigen letzten Auftritte Caesars“) an weiteren Beispielen aus den verwirklichten und vor allem den eingeforderten, aber gescheiterten Ehrungen Caesars in den Jahren 45 und 44, wie der Empfangsszene auf dem Forum Iulium und dem Versuch der Auszeichnung mit dem Herrscherdiadem<sup>4</sup>, zu erhärten: Gerade an den fehlgegangenen Experimenten erweise sich, daß Caesar den bereits monarchischen Handlungsrahmen und den noch republikanischen Diskurs nicht zugunsten des monarchischen Aspekts habe in Deckung bringen können; dies sei erst Augustus ge-

---

<sup>3</sup> Vgl. Kurt A. Raaflaub, Caesar und Augustus als Retter römischer Freiheit?, in: Ernst Balty (Hg.), Caesar, Darmstadt 2007, S. 229-261.

<sup>4</sup> Vgl. Suet. Iul. 78,1; 79,2.

lungen. Insgesamt, so scheint es, liefert Meier damit einleuchtende und vor allem homogene Erklärungen für bestimmte Handlungen Caesars, die die bisherige Forschung nicht ganzheitlich zu deuten wußte und statt dessen als einzelne Schritte auf dem Weg in die Monarchie ansah.

Zusätzlich wird die Caesar-Debatte durch „Die wissenschaftsgeschichtliche Seite des Problems“ (Kapitel IV) beeinflusst, die die deutschsprachige Forschung von Hegel über Mommsen und Eduard Meyer bis zur Strasburger-Gelzer-Kontroverse und darüber hinaus zu Christian Meier und Martin Jehne unter dem Einfluß der Frage nach dem Verhältnis von Struktur und Einzelpersonlichkeit geprägt hat. Das heutige Bemühen, Caesars Handlungen vor dem Hintergrund allein zeitgenössischer Bezüge zu deuten, um Aporien zu vermeiden, die Wahrnehmungen aufgrund moderner Entwicklungen in die Urteilsfindung integrieren, führt nach Meier ebenfalls zu Problemen und letztlich in die Aporie. Grund dafür sind seine Zweifel, „ob Selbstaussagen [Caesars] und politische Praxis ... zusammenpassen“ (S. 65), anders gesagt: seine Feststellung der Diskrepanz zwischen (republikanischem) Diskurs und (monarchischem) Handlungsrahmen, ablesbar daran, daß Caesars „Zeitgenossen ihn nicht verstanden haben“ (ebd.). Daher wünscht Meier „eine neue Offenheit für andere, stärker monarchisch geprägte Perspektiven und damit auch für alternative Deutungskonzepte“ (S. 66).

Mischa Meiers anregende Überlegungen, das Caesar-Problem entgegen der wissenschaftsgeschichtlichen Tradition anders anzugehen, könnten in der Tat zu neuen Einsichten auf einem Forschungsfeld führen, das sich zur Zeit wenig weiterzuentwickeln scheint. Sie tangieren vor allem die scheinbare Dichotomie von Struktur und Individuum in Caesars Zeit, die Christian Meier in seinem Caesar-Bild zu versöhnen gedachte. Die Verschiebung methodischer Parameter auf das – nicht paßgenaue – Verhältnis von Handlungsrahmen und Diskurs hat, wenn der Eindruck nicht täuscht, zur Folge, daß die nach Mischa Meier fällige Neubewertung Caesars mit einer Stärkung der Valenz struktureller Aspekte zu Lasten individueller einhergeht, in denen Caesar angesichts eines unausweichlich erscheinenden monarchisch geprägten Handlungsrahmens „als ein Zahnrad, vielleicht ein etwas größeres, im Motor des historischen Prozesses“ (S. 70; vgl. S. 56) erscheint. Damit erhebt sich ein neues Problem, vor dessen Folgen weder die von der Republik noch die von der Monarchie her Caesars Wirken deutenden Althistoriker ganz gefeit sind: die Gefahr deterministischen Denkens. Dessen ist sich Meier wohl bewußt, wenn er sich am Ende deutlich von diesem Denken abgrenzt (vgl. S. 71 Anm. 177), indem er nicht die Notwendigkeit des Weges in die Monarchie, sondern das

Handeln der Zeitgenossen in dem ihnen verfügbaren Rahmen in den Vordergrund stellt.

Dr. Ulrich Lambrecht  
Universität Koblenz-Landau  
Campus Koblenz  
Institut für Geschichte  
Universitätsstraße 1  
D-56070 Koblenz  
E-Mail: [lambre@uni-koblenz.de](mailto:lambre@uni-koblenz.de)